

sich von sich her zeigt, wahrzunehmen“ (231). In konsequenter Durchführung seines Leitgedankens liest O. H.s Schriften hier als Entwürfe einer Christologie und Trinitätstheologie in „strukturontologischer Ausformulierung“ (259) ebenso wie als solche eines neuen Glaubens- und Seinsverständnisses selbst. So bleibe denn die reflektierte Nachfolge eine Phänomenologie des Heiligen, die aber nun „in der Überbietung der Religion die reine göttliche Freiheit“ beinhalte; nicht anders verstehe sich auch die neue Seinslehre „ausschließlich von der im Sohn vorliegenden Gottesbegegnung her“ (251).

Das Buch derart vorzustellen, bringt es mit sich, seine These kritisch zu würdigen. Wie hier geschehen, einerseits den Hinweisen von O. folgend H. als „phänomenologischen Denker“ (14) aufzufassen, der „auch als Theologe Phänomenologe“ (247) bleibt, heißt, es ob seiner ganz eigenen „Zwiespältigkeit“ immer wieder auch gegen den Strich lesen zu müssen. O. geht mit einem eher sachlich-inhaltlichen denn methodisch-formalen Verständnis des Phänomenologischen an die Erarbeitung seiner These von der Einheit des Denkens H.s im „Gedanken“ seiner „Phänomenologie des Heiligen“. Dieser Gedanke, seine Motive und Themen, werden in den verschiedenen Schriften H.s selbst wie in denen seiner Gesprächspartner aufgesucht und miteinander „verglichen“. Es fragt sich aber, ob die Einheit des Denken H.s nicht untrennbar von der inhaltlichen Einheit, ja diese begründend, im Vorgang und Geschehen selbst des „phänomenologischen Denkens“ liegt? Deshalb propagiert H. ja den „Vorrang des Verbs vor dem Substantiv“ (140). Das gilt noch einmal verstärkt, wenn H.s „Spielart“ dieses Denkens in einer spezifischen „Strukturtheologie“ bestünde. Das machte nicht nur H.s Umgang mit den von O. vorgestellten theologischen Fragestellungen plausibel, sondern auch sein besonderes Interesse am „pulchrum“ und am „Spiel“. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass O. weder H.s methodischen Reflexionen zur Phänomenologie Weltes einen systematischen Stellenwert einräumt noch das für H. zentrale Motiv Rombachs, das „es geht“ des Vorgangs, der die Struktur ist, „der Verhältnis und im Verhältnis Wirklichkeit stiftet“, thematisiert. Trennt O. deshalb „Strukturontologie“ und „Methode der Strukturphänomenologie“, die H. eben nicht übernehme (vgl. 197)? Und kann er deshalb in den Überlegungen zur reflektierten Nachfolge ohne den „Ruf“ und dessen „Hören“ auskommen? Zum phänomenologischen Denken gehörte es nicht zuletzt, dass Sache, Methode und „Subjekt“ nicht voneinander getrennt werden können – sind sie doch in der jeweiligen Denk- und Sprechsituation immer schon miteinander im „Spiel“. Diese ist deshalb ihrerseits konstitutiv für H.s Denken, so dass weniger „Vergleiche“ als vielmehr „Übersetzungen“ angebracht wären. Auf Rombach hatte H. übrigens auch schon in den „Unterscheidungen“ hingewiesen, wenn es in ihnen darum gehe, „aus jener inneren Genese heraus zu sehen und zu verdanken, welche die Phänomene konstituiert, um von ihnen aus die Sicht des Ganzen zu gewinnen“. Diese „Zwiespältigkeit“ von O.s Arbeit spiegelt sich auch noch in einem Sprechen, das dem verbalen des phänomenologischen Denkens gegenüber eher dem substantivischen einer metaphysischen „Seins-rede“ verhaftet bleibt. Das insbesondere wegen seiner „Zwiespältigkeit“ nicht leicht zu lesende Buch wird die H.-Forschung insoweit weiterbringen, als es die Notwendigkeit deutlich macht, das Phänomenologieverständnis H.s und seine philosophischen wie theologischen Kontexte weiter zu klären.

H.-J. GÖRTZ

4. Praktische Theologie

VAN MEEGEN, SVEN/WAHL, OTTO (HGG.), *Gottesbeziehung – Nächstenbeziehung*. Biblische Texte zur Persönlichkeitsentwicklung (Bibel konkret; Band 6). Berlin/Münster: LIT 2011. 306 S., ISBN 978-3-643-10791-6.

In der Apostelgeschichte (8,26–40) begegnet der Diakon Philippus einem Äthiopier, der auf einsamer Straße auf seinem Wagen sitzt und den Propheten Jesaja liest. Philippus fragt ihn: „Verstehst du auch, was du liest?“ Jener antwortet: „Wie könnte ich es, wenn mich niemand anleitet?“ Und er bittet Philippus, zu ihm in den Wagen zu steigen. Philippus wird somit zum schriftkundigen Wegbegleiter des Äthiopiens. Solche Wegbeglei-

ter braucht es auch heute für Suchende, die sich für die Bibel interessieren. Dies ist eine wesentliche Aufgabe der Exegese und nicht ohne Grund in der Tradition der Kirche ein geistiges Werk der Barmherzigkeit. Es gilt, in diesem ewig jungen Buch der Heiligen Schrift das zwischen den Zeilen hervorbrechende Leben für jedermann fühlbar zu machen.

Der zu besprechende Sammelbd. ist für einen weiten Interessentenkreis ein Beitrag, um in die biblischen Texte hineinzutauchen. Wie sehr ein solcher schriftlicher Wegbegleiter zur biblischen Lektüre gefragt ist, zeigt sich unter anderem daran, dass sich das Buch gut verkauft und nach wenigen Wochen die zweite Auflage gedruckt wurde. Offenbar haben die Autoren mit ihrem Buch den Nagel eines heutigen Interesses an der Bibel auf den Kopf getroffen.

Worin liegen die Stärken dieses Buches? In verschiedener Hinsicht liegt ihm ein ganzheitliches Konzept zugrunde: Die Beiträge und die in ihnen angewandten Methoden, die Autoren, ihre Berufe, Lebensformen und Ausbildungsgrade sowie die angeschnittenen Themen decken eine große Bandbreite ab. Entsprechend dem Titel erfolgt die Annäherung an die Bibel von menschlichen Grunderfahrungen und auch von persönlichen Erfahrungen der einzelnen Autoren her. Der Lebenskontext der Autoren prägt daher ihre Beiträge, was einen bunten Querschnitt der Bibellektüre in unterschiedlichen Lebenssituationen, Arbeitsfeldern und Lebensformen der Kirche ergibt. Dies ist nicht die Regel bei exegetischen Publikationen und mag zum Erfolg dieses Buches wesentlich beigetragen haben. Auch ein Panorama an innerkirchlichen Positionen bildet sich ab.

Ganzheitlich ist auch die Vernetzung des jeweiligen biblischen Textes mit Parallellektüren sowohl anderer biblischer als auch patristischer, theologischer und literarischer Texte. Nicht zuletzt der liturgische Rezeptionsraum, in dem biblische Texte gelesen, gehört, ausgelegt und sakramental vergegenwärtigt werden, findet häufig Erwähnung. Existenzielle Grunderfahrungen des Menschen, die geschriebene Lebenserfahrung vergangener Generationen wie auch das kirchliche Leben werden gleichermaßen zur Schriftauslegung herangezogen. Dabei zeigt sich ein Grundvollzug christlicher Existenz: Unser Leben legt die Schrift aus, die Schrift legt unser Leben aus. So ähnlich hat schon Gregor der Große formuliert: „Die Schrift wächst mit jedem ihrer Leser“ (In Ezech 1,7,8).

An Lebensnähe ist dieses Buch also nicht leicht zu übertreffen. Auch sprachlich zeichnet es sich durch originelle Formulierungen aus, die es dem Leser leicht machen, sich auf die biblischen Texte einzulassen. Elia etwa sitzt unter dem Ginsterstrauch im „Schmollwinkel“, erhält von Gott „Nachhilfeunterricht“ (Wahl, 89–136, bes. 120), und Abraham wird bei seiner Flucht aus dem Gelobten Land „Davonläufer“ (Wahl, 16) genannt. Auch die sprachlichen Bilder – so etwa das Bild von der Berufung als „Doppeltür“, die Gott von der einen Seite öffnet, die aber der Mensch auch noch von seiner Seite her öffnen muss (van Meegen, 151) – vermitteln dem Leser, was Otto Wahl mit einem Wort Elias Canettis deutlich macht (72): „Ohne sie zu lesen, bist du in der Bibel.“ Die biblischen Texte mit dem Leben heutiger Leser in Verbindung zu bringen, gelingt den Autoren an vielen Stellen gut und führt oftmals auch in eine mich persönlich ansprechende Tiefe, etwa im Beitrag von *Beate Limberger*: „Niemand kommt allein durch Liebe und Leiden zu Gott; und doch scheinen nur die, die geliebt und gelitten haben, tiefer zu Gott zu kommen“ (262). Dies wirkt umso überzeugender, als die Autorin in diesem Falle auch Ihre persönliche Erfahrung mit in den Artikel einbringt. Ein Artikel, der mich dagegen nicht anzusprechen vermag, ist der des Jugendreferenten *Robert Werner*. Er spricht von einer zwischen 50 und 70 geborenen „Generation B“, zu der er sich selbst zählt, und den heutigen Jugendlichen als „Generation C“ (zu der dann seltsamerweise auch Franz von Assisi, Nikolaus von der Flüe und Adolf Kolping gehören). Was ist mit der Generation, die zwischen 70 und 95 auf die Welt gekommen ist, und zu der ich gehöre? Was ist mit der Generation A, die nicht genauer spezifiziert wird? Wäre es nicht besser, auf diese Einteilung mit „A, B, C“ gleich zu verzichten und die Altersgruppe zu benennen? Zudem kann ich mich des Verdachts nicht erwehren, dass die angeblich für die Jugendlichen notwendigen Veränderungen in der Kirche eher die endlos repetierten Themen der Generation des Autors sind als meine oder die der heutigen Jugendlichen. Wären der Zölibat und das Männern vorbehaltene Weihepriestertum die wahren Hinderungsgründe für Jugendliche, zur Kirche zu finden, müsste ja die evange-

lische Kirche die Jugend erfolgreich an sich ziehen – was sie aber keineswegs tut. Eine Nivellierung der wissenschaftlichen Bildung in der Kirche als Desiderat greift erst recht zu kurz: Bildung ist, wie die Geschichte lehrt, gerade der Motor, nicht das Hindernis jeder Kirchenreform. Mir scheint sich in der Kirche für junge Leute ein ganz anderes Problem zu zeigen: dass nämlich die Authentizität fehlt, weil bis weit in die Kirche hinein die traditionell tragenden Lebensformen von Ordensleben, Priestertum und lebenslanger unauflöslicher Ehe nicht mehr verstanden und ständig kritisiert werden. Nur wenn wir sie profiliert leben, spannen wir den jungen Leuten einen Raum für die Begegnung mit jener ganz anderen Welt Gottes auf, die Ursprung und Ziel jener Lebensformen ist. Die Sinusstudie, die der Autor zitiert, spricht nicht dagegen: Junge Milieus wie moderne Performer und Experimentalisten lassen sich am ehesten über mystische Traditionen und charismatische Grenzgänger gewinnen. Hier aber spielen gerade Ordensleben und Priestertum als Alternativ-Entwürfe seit jeher eine große Rolle – jedenfalls insoweit sie nicht verbürgerlicht und zur „Spießerkirche“ geworden sind, was freilich – hier gebe ich dem Autor in seinem Grundanliegen dann wieder recht (224) – ein reales Problem darstellt, dem wir uns tatsächlich viel mehr stellen müssten.

Die Lebensnähe des Buches ist dennoch insgesamt überzeugend. Dies ist der eine Kopf der Brücke zwischen Schrift und Leben; wie sieht es mit dem anderen Brückenkopf aus: der Schriftnähe? Denn der Exeget ist ja nicht von vornherein praktischer Theologe, sondern zunächst einmal auch Anwalt des Textes. Der Bibeltext soll den Lesern nicht nur „etwas“ sagen, sondern möglichst etwas von dem, was dem kanonischen Text auch gerecht wird – unbeschadet des oben erwähnten Wachstums der Schrift durch den Leser. Hier komme ich bezüglich der verschiedenen Beiträge zu sehr unterschiedlichen Einschätzungen. Viele Beiträge liefern eine sachlich klare Exegese und brechen sie in den Alltag menschlichen Lebens herunter (Lona, Van Meegen, Wahl, Weber). Dies finde ich besonders lobenswert. Andere bieten zwar kaum neue exegetische Erkenntnis, dafür aber eine aus dem Leben genommene, existenzielle Deutung des Textes, die einen sehr großen Wert hat (Baur, Färber, König, Limberger, Pfeifer, E. u. U. Redelstein, Schneider, Schulz). Beide Ansätze spiegeln vielleicht gerade in fruchtbarer Weise die unterschiedlichen Arbeits- und Lebenswelten der Autoren. Schwierig wird es für mich dort, wo eher persönliche Interpretationen oder kirchenpolitische Meinungen mit der Auslegung des Bibeltextes vermischt werden. Exegese darf nicht Eisegese werden. Diese Grenze scheint mir leider nicht immer ganz klar gewahrt. Dies zeichnet sich dort ab, wo Autoren den Bibeltext auslegen, dafür aber überhaupt keine exegetische Literatur heranziehen, stattdessen Grimms Märchen (Orlowski) und soziologische Studien (Werner). Hier hätte ich mir als Exegetin ein wissenschaftlicheres Vorgehen gewünscht. Der Artikel Müllers, der den Schluss des Bds. bildet, zeugt von Einfühlungsvermögen gegenüber Petrus wie dem Pfarrer Christoph Keller, dem der Bd. gewidmet ist, wobei vermutlich ein Leser, der den Jubilar auch persönlich kennt, mehr als ich damit anfangen kann.

Die Leistung der Herausgeber und Autoren, ein gut lesbares und lebensrelevantes Buch über die Bibel auf den Markt gebracht zu haben, bleibt *summa summarum* trotz meiner kritischen Anmerkungen bestehen. Es zeigt, dass man auch spannend über das Schreiben kann, was doch die spannendste Sache der Welt ist: die Beziehung zwischen Gott und Mensch, von der die Heilige Schrift erzählt.

I. KRAMP CJ

LANDAU, PETER, *Grundlagen und Geschichte des evangelischen Kirchenrechts und des Staatskirchenrechts* (Jus ecclesiasticum; Band 92). Tübingen: Mohr Siebeck 2010. VIII/476 S., ISBN 978-3-16-149455-0.

Peter Landau (= L.) ist auch dem katholischen Kirchenrechtler wohlbekannt. L. (geb. 1935) war o. Prof. für Kirchenrecht, deutsche Rechtsgeschichte, neuere Privatrechtsgeschichte, Bürgerliches Recht, Rechts- und Staatsphilosophie an der Universität München; er ist o. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und (in der Nachfolge von Stephan Kuttner) Präsident des Institute of Medieval Canon Law und der *Iuris Canonici Medii Aevi Consociatio*. Lange Zeit gehörte L. auch zu einem Kreis evangelischer, katholischer und orthodoxer Kirchenrechtler, der sich im Rahmen der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg unter